

Schatzinszenierungen: Die Verwendung mittelalterlicher Schätze in Ritual und Zeremonie

Lucas Burkart (Basel / Luzern)

Einleitung

In den historischen Kulturwissenschaften der letzten Jahre haben Riten, Gesten und Zeremonien vermehrt Aufmerksamkeit gefunden. Aus verschiedenen Disziplinen liegen mittlerweile wegweisende Arbeiten vor, an denen sich weitere Fallstudien und Spezialuntersuchungen konzeptuell und theoretisch orientieren.¹ In methodischer Perspektivierung und in Verbindung mit den wissenschaftlichen *turns* der letzten Jahrzehnte, vom *linguistic* über den *iconic* oder *pictorial* bis hin zum *performative* und *spatial turn*, haben sich rituelles Handeln, die darin zu beobachtenden Gesten sowie dessen Sequenzialisierung in Zeremonien und Prozessionen als Untersuchungsgegenstände fest etabliert.

Diese Hinwendung zu symbolischem Handeln und dessen Formen mag auf den ersten Blick neu erscheinen und mit der Begründung einer „neuen Kulturwissenschaft“ verbunden sein.² Tatsächlich besitzt sie eine längere Forschungstradition. 1990 erschien Jean-Claude Schmitts ‚La raison des gestes dans l’Occident médiéval‘; davor hatte Jacques Le Goff das Mittelalter schon 1964 als eine „Kultur der Geste“ charakterisiert. Aber auch diese Einschätzung schließt an ältere Forschung an, hatte doch bereits einer der Begründer der Annales-Schule³, Marc Bloch, in seiner Untersuchung zur mittelalterlichen Feudalgesellschaft die Ritualisierung sozialer Interaktion betont und darin gewissermaßen ein Regulativ zur „Unzulänglichkeit des Schriftlichen“ gesehen.⁴ Gesten und

1 Vgl. die Einleitung des vorliegenden Bandes.

2 Peter Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, Frankfurt a. M. 2005; Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a. M. 2001.

3 Peter Burke, *Offene Geschichte. Die Schule der Annales*, Berlin 1991.

4 Jacques Le Goff, *La Civilisation de l’Occident médiéval*, Paris 1964, S. 440; Marc Bloch, *La Société féodale*, Paris 1968 [1939], S. 171.

Riten haben Historiker des Mittelalters mit anderen Worten bereits vor etwa hundert Jahren beschäftigt.

Alleine aus dieser historiographischen Tradition erklärt sich das aktuelle Interesse aber nicht, und von einer kontinuierlichen Präsenz des Themas kann schon gar keine Rede sein. Erst Forschungen der Ethnologie und Anthropologie, wie sie in den Geschichtswissenschaften seit etwa 15 Jahren rezipiert werden, haben sowohl den Gegenstand neu begründet als auch ein Repertoire von Kategorien sowie Verfahren bereitgestellt, die eine methodengeleitete Analyse von Ritualen und Gesten beförderten. Damit verbunden war die Wiederentdeckung klassischer Autoren der Soziologie, Ethnologie und Anthropologie. Die Arbeiten Malinowskis, Mauss', Turners, Geertz' und Lévy-Strauss' haben die Beschäftigung mit Ritualen, Gesten und Zeremonien angeregt und deren Methode und Verständnis nachhaltig geprägt.⁵

Die eigentliche Entdeckung, die aus dieser Anregung floss, lag für die Historiker vormoderner europäischer Gesellschaften somit weniger in einem genuin neuen Forschungsgegenstand, als vielmehr in methodischen Verfahren, die neue Deutungsweisen der Alterität vormoderner Gesellschaften eröffneten. Dem Beispiel ethnologischer und anthropologischer Deutungen außereuropäischer Kulturen folgend, erschienen Riten, Gesten und Zeremonien vormoderner Gesellschaften nicht mehr als exotischer, ferner Ausdruck kultureller Alterität, sondern in sozialwissenschaftlicher Perspektivierung als Momente sozialer Kohäsion, wie sie auch in der Moderne beobachtbar sind – und somit als verbindendes Element zwischen Vormoderne und Moderne. Der Blick durch die historisch-anthropologische Brille setzte nicht zuletzt auch den Blick auf die Ritualisierung des modernen Alltags frei.

Das aktuelle Interesse an Riten, Gesten und Zeremonien in den historischen Kulturwissenschaften ist also doppelt begründet. Zum einen hat es seine Wurzeln in disziplinären Studien zu vormodernen Gesellschaften, zum andern entstammen aus der interdisziplinären Orientie-

5 Bronislaw Malinowski, *Argonauten des westlichen Pazifik (Schriften in vier Bänden, 1)*, hg. v. F. Kramer, Frankfurt a. M. 1979 [1922]; Marcel Mauss, *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt a. M. 1990 [1923]; Claude Lévy-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M. 1973 [1962]; Victor Turner, *Das Ritual. Struktur und Antistruktur*, Frankfurt a. M. 2005 [1969]; Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M. 1983 [1973].

rung der jüngeren Kulturwissenschaften die Beschäftigung mit außereuropäischen Kulturen beziehungsweise mit den methodischen Verfahren zu deren Analyse; Ethnologie und Anthropologie dienten hier als Orientierungsdisziplinen und befruchteten die Untersuchung rituellen Handelns und Kommunizierens in Gesellschaften der europäischen Vormoderne. Mit Riten, Gesten und Zeremonien haben die historischen Wissenschaften also nicht nur erneut einen Gegenstand ihrer Beschreibung gefunden, sondern ein Instrument zur Analyse historischer Vergangenheit entdeckt.

Im Gegensatz zur ethnologischen Analyse ritueller Praktiken lassen sich die Riten, Gesten und Zeremonien historischer Gesellschaften – wie alles Historische – nicht mehr direkt beobachten. Dies hat einige methodische Konsequenzen.⁶ Die Historiker sind auch hier auf ihre Quellen angewiesen; in diesen finden sie Spuren von Riten, Gesten und Zeremonien. Aus Texten und Bildern rekonstruieren sie rituelles Handeln, das nur so festgehalten werden kann, weil es selbst als ephemere Inszenierung nicht dauerhaft ist. Angesichts dieses leichtflüchtigen Charakters haben sich in Text und Bild erstaunlich viele Beschreibungen rituellen Handelns erhalten. Sie reichen von der Schilderung frühmittelalterlicher Herrscherbegegnungen bei Gregor von Tours über die in Illustrationen festgehaltenen Gesten lehensrechtlicher Verhältnisse im Sachsenspiegel bis hin zu religiösen Prozessionen sowie deren politische Instrumentalisierung etwa im spätmittelalterlichen Venedig. Angesichts der reichen Überlieferung erstaunt es ebenso wenig, dass bis heute eine hohe Zahl einschlägiger Studien vorliegt wie dass sich an Gegenstand und Methode wiederholt Forschungsdebatten entspinnen.⁷

6 Die direkte, ethnographische Beobachtung von Ritualen wirft ihrerseits ebenfalls methodische Fragen auf, welche die Geschichtswissenschaft in diesem Maße nicht kennt. Vgl. Karl-Heinz Kohl, *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung*, München 2000.

7 Einen Überblick über die Forschung liefern die Aktivitäten des Münsteraner SFB „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“, bzw. die Publikationen seiner Mitglieder wie etwa Gerd Althoff, „Rituale – symbolische Kommunikation. Zu einem neuen Feld der historischen Mittelalterforschung“, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 50/3 (1999), S. 140–154. In jüngerer Zeit stand der Begriff des Rituals, bzw. dessen Verwendung durch die Forschung im Fokus der Diskussion. Der Historiker Philippe Buc hat auf das Problem aufmerksam gemacht, dass die Überlieferung rituellen Handelns sich ihrer eigenen Ritualität durchaus im Klaren sei. Mit-

Jenseits der Überlieferungsbedingungen in Text und Bild besaßen und besitzen Riten, Gesten und Zeremonien aber auch eine dauerhafte Seite, ohne die sie kaum auskamen. Meist fand in Zusammenhängen symbolischer Kommunikation im Mittelalter auch ein Set von Objekten Verwendung, die sich teilweise bis heute erhalten haben. Im Kontext religiöser Rituale waren dies vor allem diejenigen Gegenstände, die für den Dienst am Altar benötigt wurden, dann aber auch und vor allem die für die mittelalterliche Frömmigkeit so wichtigen Heiligenreliquien, beziehungsweise deren ebenso wertvolle wie prächtige Hüllen, die Reliquiare.⁸ Diese Gegenstände trugen wesentlich dazu bei, Geheimnis und Mysterium des christlichen Glaubens in Ritus und Liturgie zu vermitteln. Auch die weltliche Herrschaft bediente sich zu Zwecken der Repräsentation, aber auch zur symbolischen Darstellung ihrer eigenen Legitimation vergleichbarer Objekte. Als Zeichen der Macht fanden zahlreiche Gegenstände Verwendung und formierten für königliche und kaiserliche Herrschaft seit dem Hochmittelalter als Herrschaftsinsignien ein festes Ensemble unterschiedlicher Zeichen: Krone, Szepter, Sphära und Schwert.⁹ Solche Objekte wurden sowohl im kirchlichen wie auch im weltlichen Bereich als Schätze gesammelt und tradiert.

Doch diese Gegenstände fanden in mittelalterlichen Riten nicht nur Verwendung, sondern stellten gewissermaßen die materielle Seite dieser sonst immateriellen, ephemeren Inszenierungen dar; die Verwendung dieser Objekte über eine längere Zeitdauer hin trug – analog zur Normierung und Wiederholung des Geschehens, die ja zwei zentrale Aspekte

telalterliche Autoren, so Buc, seien sich bewusst, dass sie in ihren Texten rituelles Handeln schildern; Historiker dürfen sich somit nicht einfach als ethnographische Beobachter fühlen, sondern haben die narrativen Strategien in den Schilderungen von Ritualen mit zu bedenken. Vgl. Philippe Buc, *The Dangers of Ritual. Between Early Medieval Texts and Social Scientific Theory*, Princeton 2001. Siehe auch die kritische Rezension dieser Arbeit von Geoffrey Koziol, „The Dangers of Polemic. Is Ritual Still an Interesting Topic of Historical Study?“, in: *Early Medieval Europe* 11 (2002), S. 367–388.

- 8 Zur Ausstattung des Altars immer noch Josef Braun, *Das christliche Altargerät in seinem Sein und in seiner Entwicklung*, München 1932. Zur Bedeutung der Reliquien s. Arnold Angenendt, *Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart*, München 1994.
- 9 Zur formalen Entwicklung der Insignien und ihrer Verbreitung im europäischen Mittelalter vgl. *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert. 3 Bde.*, hg. v. Percy Ernst Schramm, Stuttgart 1954–56 (Schriften der MGH, 13).

te des Ritualbegriffs darstellen – wesentlich zur Ritualisierung bei, da sie die sozial bestimmte und bestimmende Regelhaftigkeit des Rituals gleichsam materiell beglaubigte. Nicht nur die Geste der Krönung, sondern auch die Präsenz der Krone auf dem Haupt des Gekrönten machte eine Krönungszeremonie zu einem glaubhaften symbolischen Akt des (legitimen) Herrschaftsantritts.

Im Folgenden soll diese materielle Seite in den Blick genommen werden; der Immaterialität des Gegenstandes, dem ephemeren Charakter von Ritualen soll hier der Spiegel ihrer Materialität vorgehalten werden. Nicht primär die Handlungen in Riten, Gesten und Zeremonien, sondern ihre materielle Dimension sowie der Beitrag und die Bedeutung des Materiellen in rituellem Handeln sollen beschrieben und untersucht werden. Dabei wird in drei Schlaglichtern ein Schatzensemble in den Blick genommen, nicht um eine definitiv festgelegte Bedeutung dieser Objekte über einen Zeitraum von knapp tausend Jahren zu behaupten, sondern – ganz im Gegenteil – um die Fähigkeit von Schätzen und Schatzobjekten aufzuzeigen, Bedeutungswandel zu transportieren. Auf den folgenden Seiten sollen die Insignien mittelalterlicher Reichsherrschaft untersucht und im Spannungsfeld zwischen materieller Kontinuität (als zentralem Aspekt ihrer Bedeutung in Riten, Gesten und Zeremonien) und dem Wandel der ihnen im Lauf der Zeit zugeschriebenen Bedeutungsfacetten analysiert werden. Anhand der sogenannten Reichskleinodien, die heute in der weltlichen Schatzkammer in Wien verwahrt werden – Abb. 1 zeigt sie in einem Stich des 18. Jahrhunderts –, soll die kulturelle Bedeutung von mittelalterlichen Schätzen in Riten, Gesten und Zeremonien exemplarisch dargestellt werden.

Erstes Schlaglicht – der klassische Repräsentationsdiskurs

Als Kaiser Otto III. zu Beginn des Jahres 1002 es unternahm, das aufständische Rom wieder unter seine Herrschaft zu zwingen, erlag er am Monte Soracte der Malaria. Von hier wurde sein Leichnam nach Deutschland überführt, wo Otto beigesetzt werden sollte. Da der Kaiser im Alter von nur 22 Jahren ohne legitime männliche Erben gestorben war, war die Thronfolge nicht geklärt und noch während der Überführung der kaiserlichen Gebeine setzten bereits die Verhandlungen um Ottos Nachfolge ein. Herzog Heinrich von Bayern, Cousin des verstorbenen

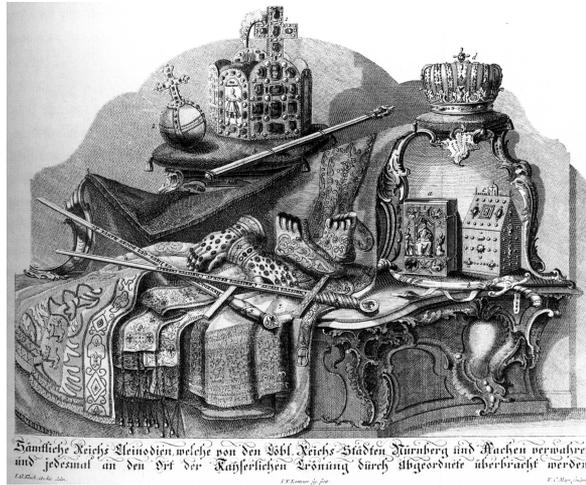


Abbildung 1: Reichskleinodien, Krönungsdiarium Josephs II., 1764, Kupferstich, Aachen, Stadtarchiv.



Abbildung 2: Heilige Lanze, 10. Jh., Wien, Weltliche Schatzkammer.

Kaisers, eilte dem Tross entgegen und traf südwestlich von München auf den Zug. Thietmar von Merseburg berichtet in seiner Chronik von diesem Treffen.

[...] hier übernahm Heinrich die Leiche des Kaisers und die kaiserlichen Insignien mit Ausnahme der Lanze, die der Erzbischof Heribert [von Köln] heimlich an sich gebracht und vorausgesandt hatte.¹⁰

Daraufhin ließ Heinrich Heribert festnehmen und nur unter Zurücklassung eines Bürgen wieder frei, damit er ihm das Kleinod (Abb. 2) mög-

10 Thietmar von Merseburg, *Chronik*, hg. und übers. v. Werner Trillmich, Darmstadt 1957 (FSGA 9), IV, 50.

lichst rasch übersandte. Thietmar lässt keinen Zweifel am politischen Kontext dieses Ereignisses; es ging um die Nachfolgeregelung, denn

mit Ausnahme von Bischof Siegfried war Heribert wie alle Optimaten, die der Leiche des Kaisers folgten, damals nicht für den Herzog [Heinrich v. Bayern]; er suchte das auch gar nicht zu verbergen, sondern erklärte, er werde bereitwillig dem zustimmen, dem der bessere und größere Teil des Volkes sich zuwenden werde.¹¹

Diese Zuwendung wurde Heinrich seitens der Großen schließlich in der Mainzer Wahl zuteil und mit der Übergabe der heiligen Lanze wurde er als Heinrich II. in die Herrschaft eingewiesen.¹² In Übereinstimmung mit Thietmar berichtet auch Thangmar, der Lehrer und Biograph Bernwards von Hildesheim, dass Heinrich erst durch die Übergabe der Lanze die Herrschaft übertragen wurde: [...] *regimen et regiam potestatem cum dominica hasta illi tradiderunt*.¹³

Die hohe Bedeutung, die beide Chronisten der Lanze beimaßen, hat mehrere Gründe. Die Lanze war zum einen Herrschaftszeichen; sie war aber auch Reliquie, ja sogar eine doppelte Reliquie. Einerseits war in sie ein Kreuznagel eingelassen, zum anderen galt sie der Legende nach als Lanze des Longinus, mit der dieser dem Gekreuzigten in die Seite gestoßen hatte. In der Verbindung von Herrschaftszeichen und doppelter Reliquie musste die Lanze Heinrich als das ideale Symbol seiner in Christus gründenden Herrschaft erscheinen. Darüber hinaus besaß die Lanze aber auch eine spezifische Bedeutung für die ottonische Kaiserdynastie. Der Überlieferung nach war sie die Hauptinsignie von

-
- 11 Ebd. Wie viele andere Große unterstützte auch Heribert Hermann II. von Schwaben, einen Neffen Ottos III., s. ebd., IV, 54.
- 12 Nach Wahl und Salbung in Mainz (7. Juni 1002) sowie der sächsischen *confirmatio* in Merseburg (25. Juli 1002) erfolgte am 8. September gewissermaßen die ‚nachgeholt‘ Aachener Krönungszeremonie, in der Heinrich II. den Thron bestieg. Vgl. Thietmar, *Chronik* (wie Anm. 10), V, 20.
- 13 Thangmar, „Vita Bernwardi episcopi“, in: *MGH Scriptores in folio IV*, Hannover 1841, S. 754–782 [775]: *Bernhardus igitur dux, accepta in manibus sacra lancea, ex parte omnium regnum curiam illi fideliter committit*. Thietmar, *Chronik* (wie Anm. 10), V, 17. Vgl. Heribert Müller, *Heribert. Kanzler Ottos III. und Erzbischof von Köln*, Köln 1977 (Veröffentlichungen des Kölner Geschichtsvereins, 33). Gunther Wolf, „Die heilige Lanze, Erzbischof Heribert von Köln und der ‚secundus in regno‘ Pfalzgraf Ezzo“, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 104 (1993), S. 23–27.

Heinrichs Urgroßvater und Namensvetter Heinrich I. Aus diesem Kontext entstammte der Status der Lanze als einer ‚heiligen Waffe‘ kaiserlicher Herrschaft. Liutprand von Cremona, der sie als erster beschrieben hatte, nahm eine weitere Legende in seine Schilderung auf, bezog die Lanze in doppelter Weise auf die ottonische Kaiserherrschaft und überhöhte diese damit sakral.¹⁴ Erstens sollte es sich bei der Lanze um die Lanze Kaiser Konstantins handeln, was die Verbindung mit dem Kreuznagel erklären würde, den dieser ja von seiner Mutter und Kreuzauffinderin Helena zum Geschenk erhalten hatte. Zweitens schrieb Liutprand den Sieg Ottos des Großen gegen die Ungarn auf dem Lechfeld im Jahre 955 der ins Schlachtfeld mitgeführten heiligen Lanze zu.¹⁵

Trotz der herausragenden Bedeutung der Lanze als Herrschaftszeichen und Heilssymbol spricht aber bereits Thietmar von einem *apparatus imperialis*, also von einem Ensemble, das weitere Objekte umfasste. Dabei meinte er nicht beliebige Objekte aus dem königlichen Thesaurus, sondern eindeutig identifizierbare Objekte aus dem kaiserlichen Schatz, auch wenn sie hier nicht näher benannt sind. In genau diesem Sinne wird nach dem Tod Heinrichs II. im Juli 1024 nicht mehr von einem einzelnen, entscheidenden Objekt die Rede sein, sondern nur noch von besagtem Ensemble. Nicht mehr alleine die heilige Lanze, sondern der Schatz als Ensemble der wesentlichen Insignien markierte die Herrschaftsnachfolge symbolisch.¹⁶ Denn wie sein eigener Herrschaftsantritt nach dem Tod Ottos III. war auch die Nachfolge Heinrichs II. zunächst unklar, denn auch der letzte Ottone hatte keine legitimen

14 Liutprand von Cremona, „Antapodosis“, in: *Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit*, hg. v. Abert Bauer und Reinhold Rau, Darmstadt 1971 (FSGA 8), S. 244–495 [IV, 24].

15 Stefan Weinfurter, „Sakralkönigtum und Herrschaftsbegründung um die Jahrtausendwende“, in: *Bilder erzählen Geschichte*, hg. v. Helmut Altrichter, München 1995, S. 47–103.

16 Neben der Verfügbarkeit des Schatzes, d. h. der richtigen Herrschaftsinsignien, galt es seither zudem, die normativen Vorgaben des Krönungsordo zu befolgen; seit 1024 standen zur Distinktion legitimer Herrschaftsnachfolge besonders drei Elemente im Vordergrund: der Wahlort (Mainz), der Krönungsort (Aachen) sowie der Koronator (Erzbischof von Köln), s. Percy Ernst Schramm, „Die Krönungen in Deutschland bis zum Beginn des Salischen Hauses (1028)“, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kan. Abt.* 24 (1935), S. 184–332 [185 f.], und ders., „Der Salische Kaiserordo“, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 1 (1937), S. 389–407.

Nachfolger hinterlassen.¹⁷ Damit trat das Wahlprinzip in sein Recht ein, und die Stunde des Adels schlug.

Hatte der Herrschaftsantritt Heinrichs damals mühselig gegen eine innere Opposition weltlicher und geistlicher Fürsten erstritten werden müssen, dauerte das Interregnum nach Heinrichs Tod nur wenige Wochen.¹⁸ Die Kaiserwitwe Kunigunde führte, ohne angefochten zu werden, gemeinsam mit ihren Brüdern, Bischof Dietrich von Metz und Herzog Heinrich von Bayern, sowie mit Erzbischof Aribio von Mainz die Reichsgeschäfte. Bereits auf den September 1024 wurde eine Wahlversammlung einberufen, bei deren Eröffnung nur noch die Kandidatur zweier Vettern gleichen Namens bestand. Die beiden Konrade haben sich gemäß Wipos Bericht gütlich geeinigt, auch wenn die Rede frei erfunden ist, die der Chronist dem künftigen Kaiser in den Mund legt.¹⁹ Die Wahl durch die Großen akklamierte das Volk und begründete somit die Königsherrschaft Konrads d. Älteren; damit war aber die Herrschaft über das Reich noch nicht gewonnen. Im Anschluss an die Wahl, so Wipo weiter, überreichte die Reichsverweserin Kunigunde dem Gewählten als Ausweis der rechtmäßigen Reichsherrschaft die Insignien, die sie von ihrem Gatten bei dessen Tod empfangen hatte.²⁰ Dieser Übergabe maß Wipo offensichtlich hohe Bedeutung zu; er erachtete sie nämlich nicht nur als symbolisches Abbild der Wahl, sondern

17 Damit erlosch das Geschlecht der Liudolfinger in männlicher Linie; auch hatte Heinrich wohl keine Designation vorgenommen. Vgl. Wipo, *Werke*, hg. v. Harry Bresslau (MGH Script. rer. Germ., 61), Hannover 1915, S. I–LIX [Vorwort des Herausgebers]; Martin Lintzel, „Zur Wahl Konrads II.“, in: *Festschrift Edmund E. Stengel*, Münster 1952, S. 289–300; Franz-Reiner Erkens, *Konrad II. Herrschaft und Reich des ersten Salierkaisers*, Regensburg 1998, S. 13 f.; Egon Boshof, *Die Salier*, Köln⁴ 2000, S. 32; Herwig Wolfram, *Konrad II. Kaiser dreier Reiche*, München 2000, 60 f.

18 Wipo, „Gesta Chuonradi“, in: ders., *Werke* (wie Anm. 17), S. 1–62 [8 f.].

19 Wipo, „Gesta Chuonradi“ (wie Anm. 18), S. 14.

20 Ebd., S. 19: *Supra dicta imperatrix Chunegunda regalia insignia, quae sibi imperator Henricus reliquerat, gratanter obtulit et ad regnandum, quantum huius sexus auctoritatis est, illum corroboravit*. Status und Bedeutung dieser Passage aus Wipos ‚Gesta Chuonradi‘ wurden in der Forschung unter zahlreichen Aspekten diskutiert. Dabei wurde die für die Herrschaft konstitutive Bedeutung von Wahl, Empfang der Insignien, Weihe und Thronsetzung ebenso behandelt wie die Frage nach der Rolle Kunigundes als *consors regni* für die Herrschaftsnachfolge, s. Hans Schreuer, „Wahl und Krönung Konrads II. 1024“, in: *Historische Vierteljahrschrift* 14 (1911), S. 329–366; Erkens, *Konrad II.* (wie Anm. 17), S. 13–42; Boshof, *Salier* (wie Anm. 17), S. 32–56; Wolfram, *Konrad II.* (wie Anm. 17), S. 60–86.

bezeichnete sie als *corroboratio ad regnandum*, also als Beibringung der Beglaubigungsmittel der Herrschaftstranlation vom verstorbenen Kaiser auf den frisch erwählten König. Aus dem Passus bei Wipo wird mit anderen Worten die Bedeutung der Inbesitznahme der Herrschaftsinsignien deutlich sichtbar, ohne deswegen den Wahlakt oder die später erfolgte Weihe und Thronsetzung in ihrer Wichtigkeit zu schmälern.

Doch auch damit war die Herrschaft Konrads noch nicht ausreichend gesichert. Die Unsicherheit, die aus dem Dynastiewechsel nach dem Tod des letzten Ottonen erwachsen war, erforderte Konrads baldigen Aufbruch zum Königsumritt. Unmittelbar nach der eilig vollzogenen Krönung in Mainz (8. Sept.) setzte er zu diesem Weg des Königs durch das Reich an, der bereits für die Merowinger bezeugt ist. Auf dem Umritt konnte die Königsherrschaft gewonnen, gesichert, angetreten und zeremoniell zur Schau gestellt werden. Da Konrad nicht als Herrschersohn auf den Thron gelangte, kam dem Umritt als Bekräftigung der Wahl durch die Fürsten des Reiches zusätzliche Bedeutung zu; es wurde ihm in der Forschung für den letzten Ottonen- und den ersten Salierkaiser gar konstitutiver Charakter beigemessen.²¹ Tatsächlich zogen Konrad und die Kaisergattin Gisela mit ihrem Tross durch die bedeutenden Regionen des Reiches (Lothringen, Sachsen, Ostfranken, Bayern und Schwaben). Eine der letzten Stationen dieser ersten Umfahrt, die etwa neun Monate dauerte, war Konstanz; hier hielt Konrad II. am 6. Juni 1025 einen Hoftag ab, zu dem er die Großen Reichsitaliens eingeladen hatte.

Unter Führung des Mailänder Erzbischofs Aribert anerkannten die anwesenden Fürsten die Wahl des neuen Königs und huldigten ihm.²² Wipo berichtet, dass Konrad II. bei dieser Gelegenheit auch die Zerstörung der Kaiserpfalz durch die Bürger in Pavia behandelt haben soll. Vom Kaiser darauf angesprochen rechtfertigten sich die Großen Pavias,

21 Roderich Schmidt, „Königsumritt und Huldigung in ottonisch-salischer Zeit“, in: *Vorträge und Forschungen*. Bd. 6, Konstanz und Stuttgart 1961, S. 97–233; ders., „Umritt“, in: *Lexikon des Mittelalters*. Bd. 8, Stuttgart 1999, Sp. 1210 f.

22 Einige der italienischen Fürsten waren in Konstanz nicht anwesend, holten aber die Huldigung wenig später in Zürich nach. Vgl. *Regesten des Kaiserreichs unter Konrad II. (1024–1039)*, hg. v. Johann Friedrich Böhmer u. a., Graz 1951 (Regesta Imperii, 3/1), 38a und 40b. Die mailändische Überlieferung gewichtet den Anteil Ariberts über Gebühr. Vgl. Arnulf v. Mailand, „Gesta archiepiscoporum Mediolanensium“, in: *MGH Scriptores in folio VIII*, Hannover 1848, S. 1–31 [2].

indem sie eine dezidiert personalistische Auffassung der Königsherrschaft vertraten.

„Wen haben wir mit der Zerstörung des Palastes denn beleidigt?“, fragten sie. „Unserem König haben wir Treue und Achtung bis an seines Lebens Ende bewahrt; da wir aber nach seinem Tod keinen König hatten, werden wir doch wohl nur mit Unrecht angeklagt werden können, unseres Königs Palast zerstört zu haben.“

In seiner Erwiderung formulierte der König eine konträre Sicht der Dinge, indem er den Italienern eine transpersonale Vorstellung von Herrschaft entgegenhielt.

Ich weiss, dass Ihr den Palast eures Königs nicht zerstört habt, da ihr zu jener Zeit keinen hattet; dass ihr aber den königlichen Palast zerstört habt, könnt ihr nicht leugnen. Wenn der König auch dahingegangen ist, so bleibt doch das Königreich, wie das Schiff bleibt, dessen Steuermann fällt. Es war ein öffentliches Gebäude, nicht eines Privatmannes Haus; es gehörte einem anderen zu Rechte, nicht euch. Eindringlinge aber in fremdes Eigentum sind dem König straffällig. So seid also auch ihr Eindringlinge in fremdes Eigentum gewesen und deshalb seid ihr dem König straffällig.²³

Ernst Kantorowicz hat in seiner Arbeit zur hochmittelalterlichen Königsherrschaft gezeigt, dass es bei dieser Frage um die Transpersonalität von Herrschaft und somit um die Tatsache geht, dass Herrschaft unabhängig vom Herrscher, nämlich im Herrscheramt existierte, aus dem eine eigenständige Ordnungskraft floss.²⁴ Durch die raffinierte Differenzierung zwischen *domus regis* und *domus regalis* nahm Konrad/Wipo eine wesentliche Bedeutungsverschiebung vor. Die Zerstörung der Pfalz war somit kein Angriff mehr auf das Hausgut des verstorbenen Königs, sondern eine Attacke auf das Reichsgut. In römischer Rechtsvorstellung handelte es sich somit um die Verletzung eines *ius alienum*, also fremden Rechts, hier des Königsrechts. Der Angriff richtete sich trotz aller Beteuerungen seitens der Pavesen gegen den Kaiser, nämlich gegen den Kaiser als Rechtsnachfolger seines Vorgängers, also gegen den Inhaber des Kaiseramtes.²⁵

23 Wipo, „Gesta Chuonradi“ (wie Anm. 18), S. 29 f.

24 Ernst H. Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theorie des Mittelalters*, München 1990 [1957].

25 Helmut Beumann, „Zur Entwicklung transpersonaler Staatsvorstellungen“, in: *Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen*, hg. v. Theodor Mayer,

Die Episode um die Zerstörung der kaiserlichen Pfalz in Pavia verweist jenseits der Herrschaft und Rechte in Reichsitalien auf das eigentliche staatstheoretische Problem. Wer oder was, so die Frage, garantierte die Anerkennung einer politischen Kontinuität im Interregnum, in einem Moment, in dem diese Herrschaft nicht an ein Subjekt gebunden werden konnte? Woran, so ließe sich anders formulieren, knüpfte sich die transpersonale Vorstellung von Herrschaft in kaiserloser Zeit? Die Forschung hat gezeigt, dass weder diejenigen Personen, die sich der Reichsgeschäfte annahmen, noch deren personale Verpflichtungen gegenüber einem verstorbenen Herrscher oder dessen noch zu wählendem Nachfolger dies übernehmen konnten. Vielmehr trat den Subjekten gegenüber ein Objekt in diese Lücke.²⁶

Dieses Objekt fand seine Konkretion gleichfalls in Objekten. Zum einen im sogenannten Thron Karls des Großen in Aachen als einem Verweis auf den im Krönungsordo vorgesehenen Krönungsort; in einer terminologischen Weiterführung der oben skizzierten Vorstellung bezeichnet Wipo den Thron als *publicus thronus regalis* oder *totius regni archisolium*. Zum anderen in zwei weiteren Objekten, welche dieses

Konstanz 1956 (Vorträge und Forschungen, 3), S. 185–224; wieder abgedruckt in: Helmut Beumann, *Wissenschaft vom Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze*, Köln 1972, S. 136–174. Die Suche nach einer Staatsauffassung, welche die politische Kontinuität hochmittelalterlicher Herrschaft in einer Mischung schwacher staatlicher Institutionen und persönlicher Gefolgschaft zu finden glaubte, also die Entstehung der Vorstellung eines Personenverbandsstaates, lässt sich nur schwer losgelöst vom Kontext der deutschen Mediävistik im ersten Drittel des 20. Jhs. erklären, hält sich in der Mediävistik teilweise aber bis heute.

26 Beumann, *Entwicklung* (wie Anm. 25), S. 199: „Vor allem aber wird deutlich, dass nach Wipo zwischen den Personen, die sich in der königslosen Zeit des ‚Staates‘ annehmen, und dem *regnum*, der *res publica*, dem *imperium* ein Subjekt-Objekt-Verhältnis waltet; dieses Verhältnis ist durch Pflichten dieser Personen gekennzeichnet, die beim Fehlen des Herrschers nicht ohne weiteres als Treupflichten erklärt werden können. Sie liegen offenbar jenseits derjenigen Bindungen, die den Personenverband zusammenhalten. [...] besagt, dass nicht nur die Fürsten während der Thronvakanz, sondern auch der König selbst als handelndes Subjekt einem objektiv gedachten Ganzen gegenübersteht. Dieses Objekt überdauert nicht nur Thronwechsel und Interregnum, sondern vermag auch der Herrschertätigkeit selbst eine transpersonale Kontinuität zu geben, da die Wirksamkeit des einen in der des Nachfolgers sinnvoll weitergeführt werden kann.“



Abbildung 3: Reichskrone, um 1000 (?), Wien, Weltliche Schatzkammer.

Subjekt-Objekt-Verhältnis glaubhaft repräsentierten: in der heiligen Lanze und der so genannten Reichskrone (Abb. 3).²⁷

Diese drei Objekte repräsentierten das transpersonale Moment in der Auffassung der kaiserlichen Herrschaft am treffendsten. Sie überdauerten das Interregnum und brachten gleichzeitig den neuen Herrscher immer wieder hervor. Doch diese Objekte waren nicht einfach Symbole, sondern erfuhren ihre Bekräftigung jeweils im zentralen Ritual mittelalterlicher Herrschaftstradierung, in der Krönung.

Ausgehend von dieser Vorstellung der Herrschaftsrepräsentation und ausgehend von diesen drei Objekten wurde der ganze Schatz als treffende Repräsentation dieser Staatsauffassung begriffen. Damit aber ergab sich für den Schatz ein gemeinsamer Bedeutungsinhalt: er war das Reich.²⁸ Damit bestand ein einheitlicher Sinn des Schatzes und zugleich

27 Wipo, „Gesta Chuonradi“ (wie Anm. 18), S. 28; Schramm, *Herrschaftszeichen* (wie Anm. 9), Bd. I, S. 349; Beumann, „Entwicklung“ (wie Anm. 25), S. 199.

28 Der Thron Karls des Großen sollte seine Bedeutung stets beibehalten, dennoch ist klar, dass die Krone sich als wichtigste Metapher für die Transpersonalität des Königtums durchsetzen sollte; dies gilt nicht nur für das Reich; Beumann, „Entwicklung“ (wie Anm. 25), S. 201 f.

ein eigenständiges Motiv zur Schatzbildung, das über die Verwendung einzelner Objekte im Krönungs- und Weiheritual hinausging, welches die königliche Herrschaft spätestens seit dem 10. Jahrhundert sakral überhöhte und legitimierte. Jenseits einer Ansammlung spezifischer Objekte, kam auch dem Ensemble, dem Schatz nun eine eigenständige Bedeutung zu. Als Repräsentation des transpersonalen Herrschaftsamtens zeigt sich der Bedeutungsüberschuss einer kaiserlichen Schatzbildung und damit ihr Sinn.

Konrad war es, der als erster die Insignien als Kaiserschatz verstand. Und so überrascht es auch nicht, dass sein Beitrag zur materiellen Ausstattung dieser Vorstellung besonders umfassend ausfiel. Dementsprechend lassen sich seine Interventionen an den wichtigsten Objekten des Schatzes nachweisen, der bis heute als Kern des kaiserlichen Schatzensembles gilt. Die Reichskrone hat er um einen Bügel erweitern lassen, auf welchem er sich mit seinem Herrschertitel als Stifter verewigt hat: *chuonradus dei gratia romanoru[m] imperator aug[ustus]*. Zugleich stiftete er das wertvolle Reichskreuz (Abb. 4), das er ebenfalls mit einer persönlichen Signatur versah.

Siehe, die Schar des bösen Feindes möge das Kreuz des Herrn fliehen, / daher mögen vor dir, Konrad, alle Gegner weichen.²⁹
(ECCE CRUCEM DOMINI FUGIAT PARS HOSTIS INIQUI / HINC
CHUONRADE TIBI CEDANT OMNES INIMICI.)

Die Kreuzmetaphorik der Inschrift verweist jedoch weniger auf die kaiserliche Stiftung, auf das Reichskreuz selbst, als auf dessen Inhalt. Denn das Kreuz diente als Behältnis für die heilige Lanze (Abb. 5) sowie für Partikel des wahren Kreuzes Christi.³⁰ Diese Integration des ehemals

29 Die beiden persönlichen Signaturen an den zentralen Objekten des Schatzes weisen nochmals deutlich auf das Fehlen einer entpersonalisierten Staatsauffassung vom Reich zu Beginn des 11. Jahrhunderts.

30 In der Frage, seit wann die fränkischen Könige im Besitz dieser zuletzt genannten Kreuzreliquie waren, ist sich die Forschung bis heute uneins. Während Schramm davon ausging, dass bereits die karolingischen Herrscher sie besessen haben, vertrat Fillitz die These eines Besitzes seit der Zeit Heinrichs II.; schließlich äußerten Schwineköper und Schulze-Dörrlamm die Vermutung, dass es sich dabei um Reliquien handelte, die Konrad II. vom byzantinischen Kaiser Romanos III. erhalten hatte. Schramm, *Herrschaftszeichen* (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 511, und Bd. 3, S. 899 und 914; Hermann Fillitz, *Die Insignien und Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches*, München 1954, S. 21; Berent Schwineköper, „Christus – Reliquien – Ver-



Abbildung 4: Reichskreuz (Vorderseite), um 1020, Wien, Weltliche Schatzkammer.

wertvollsten Kleinods aus dem kaiserlichen Thesaurus war von sinnbildlicher, doppelter Bedeutung.

Denn Konrad II. führte damit nicht nur die ottonische Tradition fort, sondern er wertete die Objekte zu etwas Höherem auf. Indem er sie in einen Schatz überführte und somit im Ensemble ein neues Objekt erschuf, ermöglichte er es zugleich, die transpersonale Reichsherrschaft zu repräsentieren. Er transzendierte die Königsherrschaft in die Reichsherrschaft und kompensierte damit das Fehlen eines Reichssubstrats, das Fehlen eines festen Ortes, einer festen Liturgie und fester Rituale, mit denen Königsherrschaft stets legitimiert wurde, Reichsherrschaft jedoch nie zu repräsentieren war. Die Differenzierung zwischen Königs- und Reichsherrschaft ist an dieser Stelle entscheidend, weil sich an ihr die Frage nach der Legitimität von Herrschaft im Reich offenbarte.

Im Falle Konrads wurde die Lücke zwischen König und Reich vom Schatz geschlossen. Der neu geschaffene Schatz, in dessen Zentrum Krone und Lanze, beziehungsweise Kreuz standen, war hier erstmals Schatz und Reich zugleich. Als eigentlicher Stellvertreter des abwesenden Herrschers verkörperte der Schatz das Reich und garantierte als objektive Repräsentation im Interregnum die Kontinuität der Königsrechte. Hierfür bedurfte es zweier Dinge: Erstens der Vorstellung transpersonaler Reichsherrschaft, zweitens des Schatzes als objektiver Einheit.

Schienen die Herrschaftsrechte sowie der legitime Anspruch darauf bei Heinrich II. noch eher an den Zugriff auf die sakrale Aura der heiligen Lanze gebunden, übernahm nun in der Auffassung des ersten Salierkaisers der Schatz als gesamtes diese Funktion. Dabei vermochte Konrad II. auf die ottonische Tradition einer direkt von Christus gestützten Herrschaft selbstredend nicht zu verzichten, weshalb er sie in den Schatz integrierte, ja sie anfänglich gleichsam zu dessen Zentrum machte.³¹ Treffender als mit der Inkorporation der heiligen Lanze in den Querarm des Reichskreuzes und damit in den Kaiserschatz, ließ

ehrung. Studien über die Mentalität der Menschen des frühen Mittelalters, insbesondere über die religiöse Haltung und sakrale Stellung der früh- und hochmittelalterlichen deutschen Kaiser und Könige“, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 117 (1981), S. 183–281; Mechthild Schulze-Dörrlamm, „Reichskreuz“, in: *Das Reich der Salier (1024–1125)*, Sigmaringen 1992, S. 243–246.

31 Mit der Integration der heiligen Lanze in das Reichskreuz begann der Niedergang der Bedeutung dieses Kleinods; die Reichskrone sollte sie als wichtigstes Objekt im Ensemble langsam ablösen.

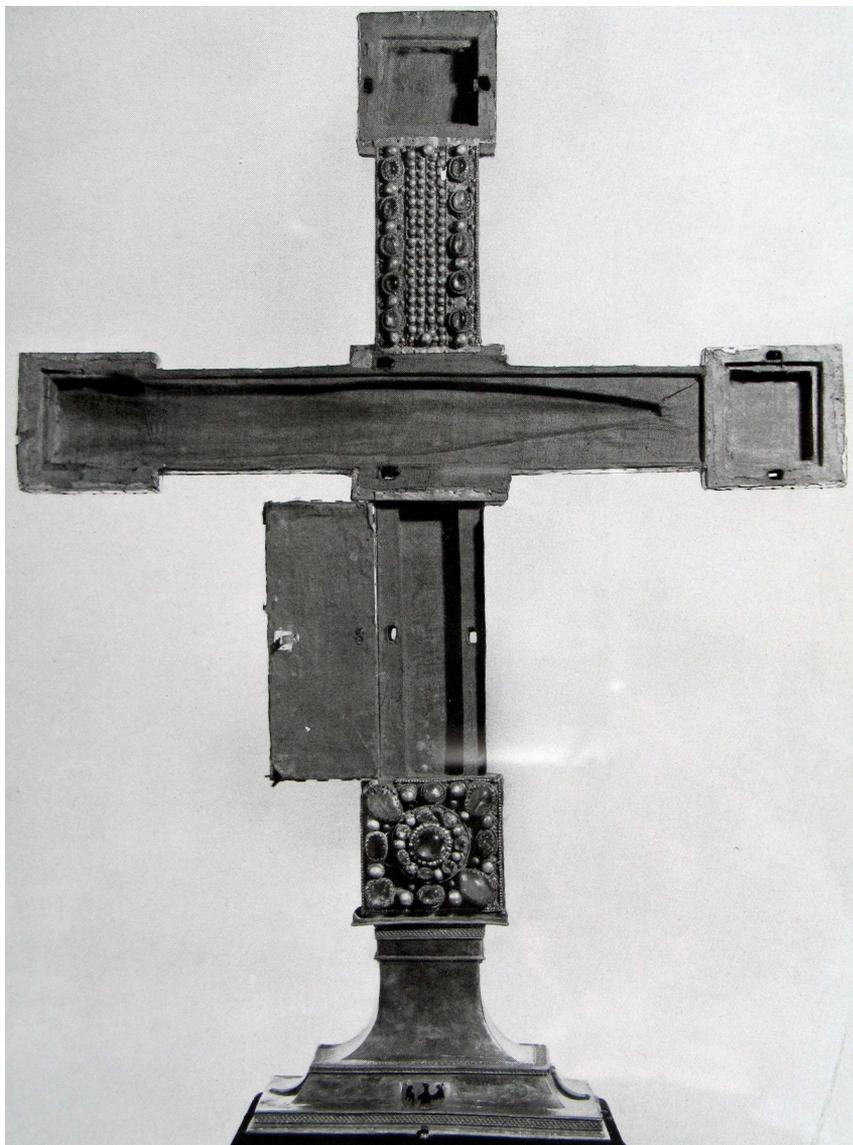


Abbildung 5: Reichskreuz (Rückseite), um 1020, Wien, Weltliche Schatzkammer.

sich dies gar nicht darstellen. Als mit Bedeutung aufgeladenes Zeichensystem stellte der Schatz ein Ensemble dar, das selbst immer stärker mit Bedeutung versehen wurde. In diesem Zeichenensemble stellten sich unabhängig von den Strategien königlicher Herrschaftslegitimation Elemente der Reichsherrschaft dar, so dass das Reich darin selbst sichtbar wurde. Der Schatz war zum Reich geworden.

Angesichts zum Teil reichlich abstrakter staatstheoretischer Vorstellungen aus der Feder hochmittelalterlicher Autoren scheinen Riten, Gesten und Zeremonien aus dem Blick geraten zu sein. Bei näherer Betrachtung bemerkt man jedoch, dass die Schatzobjekte und der Schatz daran gebunden waren und blieben. Denn für die Vermittlung einer Vorstellung von Herrschaft und „Staat“ war diese Verbindung entscheidend. Die *ordines*-Forschung hat, ohne sich für die hier angesprochenen Fragen und Themen zu interessieren, ja aufgezeigt, dass zumindest auf der Ebene normativer Vorgaben die Inszenierung der Herrschaftszeichen von entscheidender konstitutiver Bedeutung war. In den bei Krönung, Weihe, Inthronisation vollzogenen Riten und Zeremonien manifestierten sich diese Ansprüche als kommunikative Akte. Anlässlich der Rituale, in denen er verwendet wurde, wird den Objekten einerseits eine herausragende symbolische Bedeutung beigemessen. Andererseits kompensiert der Schatz in seiner materiellen Kontinuität, seiner Dinghaftigkeit, das Fehlen einer eigenständigen Repräsentationsfähigkeit mittelalterlicher Reichsherrschaft; damit bewahrt der Schatz einen gültigen Rahmen für rituelle Handlungen wie Krönung, Salbung und Inthronisation. Zwischen Riten, Gesten und Zeremonien sowie dem Schatz als deren Materialisierung besteht ein dialektisches Verhältnis der Bedeutungsbewahrung und Bedeutungssteigerung.³²

Noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts ist dieser Zusammenhang greifbar. Begrifflich wird er sogar erst hier eindeutig fassbar. Anlässlich des Hoftages, den Friedrich der Schöne 1315 in Basel hielt, fand eine – erstmalig durch Quellen bezeugte – Weisung des Kaiserschatzes statt. Verschiedentlich beschreiben Quellen, wie Friedrich von der Außenempore des Münsters herab den kaiserlichen Schatz herzeigte:

32 Zu den *ordines* vgl. Schramm, *Herrschaftszeichen* (wie Anm. 9), sowie Ernst H. Kantorowicz, *Laudes regiae. A Study in Liturgical Acclamations and Medieval Ruler Worship*, Berkeley 1946.

Die Zeichen, die das Reich genannt werden, also die Lanze, die Nägel, den Kreuzpartikel, die Karlskrone, das Schwert und andere [...],³³

dienten auch hier dazu, den fragilen Status der Königsherrschaft zu bekräftigen, denn einmal mehr war die Nachfolge des 1314 in Italien verstorbenen Luxemburgers Heinrich VII. alles andere als klar. Nach einer Doppelwahl wurde der Habsburger Friedrich der Schöne am 25. November in Bonn zum König gekrönt, während gleichentags auch Ludwig der Bayer in Aachen gekrönt wurde.³⁴ Fand die Krönung des Wittelsbachers auch am richtigen Krönungsort statt, so erfolgte sie nicht mit den richtigen Herrschaftszeichen³⁵, denn die Insignien befanden sich in Friedrichs Besitz. In der Basler Weisung anlässlich des Hoftages führte Friedrich nun gewissermaßen die Beglaubigungsmittel (Wipo) seiner legitimen Herrschaft an; wohl erstmals tat dies ein Herrscher durch den deiktischen Gestus einer Schatzweisung.³⁶

Dass es sich bei der Gleichsetzung von Schatz und Reich aus dem Jahre 1315 nicht um einen Einzelfall, sondern um eine anhaltend gültige Vorstellung handelte, belegen weitere Quellen. Die Zeit, in der die Reichskleinodien in der Kyburg verwahrt worden waren, wohin sie Rudolf I. von Habsburg hatte bringen lassen, bezeichnete die Burgvögtin Margarethe von Landsberg mit folgender Wendung, die an der Repräsentationsfunktion des Schatzes für das Reich keine Zweifel offen

33 *Mostrabantur item inibi sanctuariorum insignia, que ‚regnum‘ dicuntur, scilicet lancea, clavus, pars crucis Salvatoris, corona Karoli, gladii et alia [...]* Matthias von Neuenburg, *Chronik*, hg. v. Adolf Hofmeister, Berlin 1924–1940 (MGH SRG, N. S. 4), S. 100. Vgl. auch den Bericht der spanischen Hofdame Alamanda Capera zum Hoftag in Basel, in: *Acta Aragonensia. Bd. 3*, hg. v. Heinrich Finke, Berlin 1908, S. 284 f. Hierzu auch Hartmut Kühne, *Ostensio reliquiarum. Untersuchung über Entstehung, Ausbreitung, Gestalt und Funktion der Heiltumsweisungen im römisch-deutschen Reich*, Berlin 2000, S. 82 f.

34 Zum Thronstreit vgl. Heinz Thomas, *Deutsche Geschichte des Spätmittelalters 1250–1500*, Stuttgart 1983, S. 153 f.

35 Jürgen Petersohn, *„Echte“ und „falsche“ Insignien im deutschen Krönungsbrauch des Mittelalters? Kritik eines Forschungstereotyps*, Stuttgart 1993 (Sitzungsberichte der Wiss. Ges. an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt a. M., 30/3), S. 71–119 [83–86].

36 Zur Funktion der Hoftage vgl. Jürgen Petersohn, „Kaisertum und Kultakt in der Stauerzeit“, in: *Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter*, hg. v. dems., Sigmaringen 1994 (Vorträge und Forschungen, 42), S. 101–146; Kühne, *Ostensio reliquiarum* (wie Anm. 33), S. 82.

lässt: *Do das Rîch bi mir ze Kyburg was.*³⁷ Der Schatz war das Reich und er ließ sich in Riten, Gesten und Zeremonien als solches in Szene setzen.

Zweites Schlaglicht – die neue Geschichte

Das mittelalterliche Reich zu repräsentieren – während des Interregnums sowie bei unklarer Herrschaftsnachfolge –, stellte nicht die einzige Möglichkeit dar, den kaiserlichen Schatz wahrzunehmen. So wie er als Projektionsfläche für politische Theorien der Reichsherrschaft sowie deren Repräsentation diente und diese in Riten, Gesten und Zeremonien bekräftigte, so bot er sich später ebenso für ganz andere Bedeutungszuschreibungen an.

Als der Habsburger Friedrich III. im Jahr 1452 in Rom gekrönt wurde – übrigens die letzte in Rom vollzogene Kaiserkrönung –, stand es um die Möglichkeiten des Kaisers, seine Rechte im Reich politisch durchzusetzen, schon längst nicht mehr gut. Das galt auch und gerade für den Zugriff auf den kaiserlichen Schatz. Dieser befand sich seit knapp dreißig Jahren in den Händen einer Stadt, wenn auch einer besonders reichstreuen Stadt, nämlich Nürnbergs. Kaiser Sigismund hatte ihn dem städtischen Rat 1423 übertragen, seine Verwahrung mit einer ganzen Reihe von Privilegien versehen, aus denen die Stadt großen Nutzen zog, sowie schließlich die Verpflichtung daran geknüpft, den Schatz dem erwählten Herrscher für die Krönung jeweils zur Verfügung zu stellen. Dieser Verpflichtung kam Nürnberg 1452 nach und entsandte unter der Führung des Niklaus Muffel eine Delegation nach Rom; besagter Muffel hatte die Reichsinsignien nach Rom und vor allen Dingen von dort wieder zurück nach Nürnberg zu bringen.³⁸ Zudem galt es beim Kaiser die Bestätigung möglichst umfassender Privilegien zu erreichen, was Muffel fast vollständig gelang. Friedrich III. bestätigte

37 Zu den Reichskleinodien auf der Kyburg vgl. Hermann von Liebenau, *Lebensgeschichte der Königin Agnes von Ungarn*, Regensburg 1868, S. 37; ders., *Urkundenteil*, Regensburg 1869, N. 17. Weitere Beispiele dieser Gleichsetzung von Reich und Schatz bei Ernst Schubert, *König und Reich. Studien zur spätmittelalterlichen deutschen Verfassungsgeschichte*, Göttingen 1979, S. 247.

38 Für die Kosten dieser Überführung hatte die Stadt aufzukommen. Vgl. Julia Schnelbögl, „Die Reichskleinodien in Nürnberg 1424–1523“, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 51 (1962), S. 78–159 [102].

Nürnberg alle seine Rechte, mit einer Ausnahme: das Recht, die Reichskleinodien zu verwahren, versagte er der Stadt, ja er bestritt es.

Diese Weigerung erstaunte selbst Muffel nur wenig, ging ihr doch ein jahrelanger Rechtsstreit voraus, der unmittelbar nach der Königswahl Friedrichs 1440 entbrannt war.³⁹ Bereits damals verweigerte der Kaiser einer Nürnberger Delegation die Konfirmation dieses Rechtes. Auch zwei Jahre später hatte er seine Meinung in dieser Sache nicht geändert. Er forderte Nürnberg auf, ihm die Reichsinsignien zur Krönung nach Aachen zu übersenden, wozu sich der Rat nach anfänglichem Zögern schließlich bewegen ließ.⁴⁰ Die Hoffnung, das Recht der Schatzverwahrung nun endlich bestätigt zu erhalten, wurde jedoch auch in Aachen enttäuscht. Der König forderte nun sogar die Herausgabe des Schatzes, den er an seinen Hof in Wiener Neustadt bringen wollte.⁴¹ Friedrich III. schien mit anderen Worten dort anknüpfen zu wollen, wo der klassische Repräsentationsdiskurs im vorigen Abschnitt geendet hatte. Der Schatz war das Reich, wer über ihn verfügte, war der rechtmäßige Herrscher.

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass diese Vorstellungen jedoch nicht einfach an staatstheoretische Überlegungen des Hochmittelalters anknüpften, sondern mit konkreten Bildern und Gesten politischer Legitimation verbunden waren, die an den Schatz geknüpft waren. Bereits anlässlich der Aachener Krönung bezeichnete der Nürnberger Rat den Ornat als die Krönungsinsignien Karls des Großen. Auch für die Krönung in Rom ist diese Vorstellung bezeugt. Ein Chronist berichtet:

Das Zepter, das die königliche Gewalt darstellt, der Apfel, der die Welt-herrschaft anzeigt, das Schwert, das das Kriegerrecht bedeutet, wurden nacheinander übergeben, zuletzt die goldene, mit kostbaren Steinen gezierte Krone dem Kaiserhaupt aufgesetzt. [...] Der Kaiser aber, der sich zwar einen Ornat von unglaublichem Wert gekauft hatte, war doch besorgt

39 Ebd., S. 96 ff.

40 *Die Chroniken der deutschen Städte. Bd. 3*, Leipzig 1864, S. 376 f. / „Aufzeichnung des Nürnberger Rates über die Sendung der Krönungskleinodien Kaiser Karls des Großen nach Aachen zur Krönung Friedrichs III.“)

41 Zum weiteren Verlauf des Konfliktes um das Verwahrungsrecht des Heiltums, wie es inzwischen genannt wurde, vgl. Lucas Burkart, *Das Blut der Märtyrer. Genese, Bedeutung und Funktion mittelalterlicher Schätze*, Köln, Weimar und Wien 2008 (Norm und Struktur, 31).

gewesen, für diese Feierlichkeiten aus den Archiven Nürnbergs Pallium, Schwert, Zepter, Apfel und Krone Karls des Großen – so ging das Gerücht – herbeizuschaffen, und bediente sich derselben.⁴²

Der Verfasser dieser Schilderung ist niemand geringeres als Enea Silvio Piccolomini, ehemaliger Sekretär des Basler Konzils, Diplomat in Diensten des Kaisers, Bischof von Siena, Humanist und als Pius II. künftiger Papst. Doch war Enea Silvio natürlich auch ein Spötter. Der Ornat, der größtenteils aus staufischer Zeit stammte und gut zweihundert Jahre alt war, schien Piccolomini wohl nicht als einzigem etwas außer Mode geraten. Dennoch verstand er letztlich den tieferen Sinn dieser Verkleidung sehr wohl. Durch die Ausstattung Friedrichs mit dem ‚Ornat Karls des Großen‘ sowie den damit verbundenen Rekurs auf die Tradition der Kaiserherrschaft und ihrer sakralen Grundlegitimation in einem ‚heiligen Kaiser‘ als deren Stifter, erschien das Amt erhabener, als es mit einem neuen Ornat denkbar hätte dargestellt werden können. Sein Spott zielt denn auch keineswegs auf mangelndes Modebewusstsein des Kaisers, sondern vielmehr auf dessen antiquiertes Geschichtsbewusstsein, von dem sich der Chronist sowohl inhaltlich als auch methodisch abgrenzt. Die Wahrnehmung des Schatzes sowie die Geschichtsprojektionen, die sich darin manifestierten, stehen bei Piccolomini in der Kritik. Er fährt in seiner Schilderung folgendermaßen fort.

Doch als ich die einzelnen Dinge genauer beschaute und das Schwert untersuchte, da schien es nicht von jenem großen ersten Karl, sondern vom vierten herzustammen, der Sigismunds Vater gewesen ist. Der böhmische Löwe nämlich war darauf eingegraben zu sehen, dessen sich jener als König von Böhmen bediente. Im Volk jedoch blieb das Gerücht bestehen, es sei Karls des Großen Ornat gewesen. Das ungeheure Glück dieses mächtigen Mannes wollte ihm auch das zu eigen geben, was den andern Königen Karls zukommt [...] Wenn nun, wie ich überzeugt bin, jene Dinge einst Karl IV. gehörten, so müssen wir uns vielmehr darüber wundern, wie in so kurzer Zeit der Prunk so gewaltig angeschwollen ist, dass man die Gewänder Karls für bäurisch halten möchte, wenn man sie mit den äußerst kostbaren und höchst glanzvoll gezierten unseres Friedrichs verglichen hat. Würden wir die Alten doch so weit an Tüchtigkeit übertreffen, als wir ihnen an Eitelkeit zuvorgekommen sind.⁴³

42 Enea Silvio Piccolomini, „Historia Friderici imperatoris III. [Auszug]“, in: *Enea Silvio Piccolomini – Papst Pius II. Ausgewählte Texte aus seinen Schriften*, übers. und hg. v. Berthe Widmer, Basel 1960, S. 216–221 [219].

43 Ebd.



Abbildung 6: Zeremonielschwert, Knauf mit böhmischem Löwen, um 1360, Wien, Weltliche Schatzkammer.

Denn Piccolomini hatte nicht nur eine steile Karriere hinter sich und verfügte über eine spitze Zunge, sondern war auch ein gut unterrichteter Gelehrter. Als päpstlicher Legat weilte er nur ein Jahr zuvor auf einer Gesandtschaftsreise in Böhmen. Es kann also nicht verwundern, dass er beim Anblick des Zeremonial- oder Karlschwertes⁴⁴, an dessen Knauf auf der einen Seite ein Reichsadler, auf der anderen Seite ein Löwe zu sehen ist, das Wappentier der böhmischen Könige erkannte (Abb. 6). Mit dieser gelehrten Beobachtung schließt Piccolomini jedoch nicht. Vielmehr ist sie ihm Anlass einer historisch-kritischen Lektüre des Gegenstandes selbst. Das bedeutet aber nichts anderes, als dass Enea Silvio den Schatz nicht mehr als mythisch-hagiographische Überhöhung kaiserlicher Herrschaft wahrnimmt, sondern in ihm eine historische Quelle erblickt. Die damit verbundenen Implikationen und Konsequenzen waren ebenso weitreichend wie irreversibel.

In Analogie zu Lorenzo Vallas philologisch-kritisch begründetem Nachweis, dass es sich bei der Konstantinischen Schenkung um eine Fälschung handelte (1435), unterzieht Enea Silvio anlässlich der Kaiserkrönung den kaiserlichen Schatz einer ebenso kritischen Lektüre. Damit ließen sich Gewissheiten, die von Autoritäten stets beschworen wor-

44 Nicht zu verwechseln mit dem sogenannten Karlsschwert, das aus dem 10.–11. bzw. dem 12. Jahrhundert stammt und als *La Joyeuse* im Schatz von Saint-Denis verwahrt wurde.

den und somit unverrückbar waren, durch ein methodisch autonomes Verfahren kritisch überprüfen. Nicht nur im Verfahren ist der Bischof von Siena Lorenzo Valla vergleichbar, sondern auch in der Schlussfolgerung: die traditionelle Lesart hielt einer kritischen Überprüfung nicht stand. An dieser Stelle war der Schatz möglicherweise erstmals in seiner Geschichte eine historische Quelle im modernen Sinne und um seine Bedeutung zu erkennen, bedurfte es einer neuen Geschichtsschreibung und einer historisch-kritischen Methode, wie sie erst im Humanismus formuliert wurde.⁴⁵

Doch Piccolomini war auch Moralist und es ging ihm letztlich nicht darum, einen historisch-kritischen Katalog der Krönungsinsignien zu erarbeiten; vielmehr dienten ihm seine umfassenden Kenntnisse von Geschichte zur Deutung der Gegenwart. Der Appell ist denn auch ein moralischer, ein ebenso gelehrter wie christlich-ethischer oder anders gesagt: ein typisch humanistischer. Die Anekdote dient dem Bischof von Siena als Beispiel, dem die Funktion der Belehrung für das eigene Handeln zukam; *Historia magistra vitae* lautete das Programm.⁴⁶ Diese Lehre kleidete der Humanist in eine Klage über die gegenwärtigen Eitelkeiten seiner Zeitgenossen. Wenn der Kaiserornat nur etwa hundert Jahre alt ist – wie es sich aus der Inspektion des Zeremonialschwertes zwingend ergibt – und gegenüber dem neu gekauften derart ärmlich erscheint, in welchem Zustand befindet sich dann die Welt? Nur auf Äußerlichkeiten bedacht, bezeugt sie ihre Eitelkeit und hat die Tugend aus dem Blick verloren, welche die Antike idealtypisch repräsentierte; in der lateinischen Originalfassung werden hier *vanitas* und *virtus* nach dem rhetorischen Vorbild Ciceros stilistisch elegant aufeinander bezogen.

Piccolomini war ein viel zu kluger und sorgfältiger Humanist, als dass er nicht gewusst hätte, dass gewisse Bestandteile des Kronschatzes weit vor das 14. Jahrhundert zurückreichten. Doch auch seine Geschich-

45 Der humanistische Duktus richtete sich aber nicht nur auf Quelle und Methode, sondern gleichermaßen auf die Darstellung; Piccolomini führt dies in der zitierten Textpassage exemplarisch vor. Einerseits galt seine Sorgfalt der stilistischen Orientierung an den antiken Autoren, allen voran Cicero, andererseits schöpfte er aus dem reichen Arsenal antiker Exempla.

46 Rüdiger Landfester, *Historia Magistra Vitae. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts*, Genf 1972 (Travaux d'humanisme et renaissance, 123).

te stand eben im Dienst einer Absicht, auch wenn sie sich historisch-kritischer Methoden bediente. Aber dennoch hatten Einführung und Verwendung dieser Methode weitreichende Konsequenzen. Sie stellte einen irreversiblen Bruch mit dem Verständnis von Geschichte dar, wie es das Mittelalter bisher gepflegt hatte und für das der Schatz eine bedeutende Repräsentationsfunktion übernahm. Neben die zentrale Referenz jeglicher historischer Vergangenheit, die in letzter Konsequenz bisher stets im göttlichen Heilsplan lag, trat ein erhöhtes Bewusstsein der Geschichtlichkeit der eigenen Epoche und damit eines Verhältnisses zu früheren Epochen. Dabei trat als bedeutendster Referenzpunkt die Antike hervor, aus deren Geschichte und Literatur Sinnorientierung gezogen wurde. Die von den Humanisten entwickelten Standards im Umgang mit Quellen sowie die Techniken und Formen ihrer Darstellung markierten den Anfang moderner Historiographie. Im Schatz sowie in seiner Inszenierung im Ritual spiegelte sich also Geschichte nicht mehr als reines Heilsversprechen, sondern als Handlungsanleitung für das Jetzt, das stets in Beziehung zur Vergangenheit im allgemeinen, zur Antike im speziellen gedeutet wurde.

Vor der von Lorenzo Valla eingeführten kritischen Methode blieb auch der Schatz des Kaisers nicht verschont, ihrer Kritikfähigkeit musste sich auch das zentrale Repräsentationssymbol mittelalterlicher Reichsherrschaft beugen – dies allerdings zu einem Zeitpunkt, als die politische Macht der mittelalterlichen Kaiser sich bereits seit längerer Zeit kaum mehr Gehör zu verschaffen vermochte.

Drittes Schlaglicht – die umgedeutete Geschichte

Knapp 500 Jahre später gehörte die von den Humanisten eingeführte historisch-kritische Methode zwar längst zur Grundausrüstung wissenschaftlicher Historie, war aber beileibe nicht der einzig denkbare Umgang mit Geschichte und ihren Artefakten. So waren auch die Verbindung von umfassendem Herrschaftsanspruch, dessen mythisch-sakraler Begründung durch Karl den Großen sowie deren Repräsentation im Kaiserschatz durchaus wieder als moderne ideologische Theoreme aktualisierbar:

Das großdeutsche Reich nimmt die geschichtliche Entwicklung dort auf, wo sie unter den Staufern fallengelassen wurde. [...] Diese Tradition gibt

dem deutschen Volk als dem Volk der Mitte und dem deutschen Reich als dem politischen Mittelpunkt Europas die Aufgabe [...], im mitteleuropäischen Raum eine planmäßige politische Ordnung herzustellen. [...] Der deutsche Großstaat wird seine europäische Mission im Sinne des Kaisertums Karls des Großen erneuern.⁴⁷

So äußerte sich Theodor Mayer, Ordinarius für Geschichte des Mittelalters an der Universität Marburg und nachmaliger Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, in einem Vortrag von 1940 mit dem Titel ‚Deutschland und Europa‘. Die Geschichtsauffassung des Nationalsozialismus fand in der Geschichte des Mittelalters bekanntlich ein reichhaltiges, zur Abgrenzung von der jüngsten Vergangenheit Deutschlands besonders geeignetes Angebot von Begriffen, Ideen und Vorstellungen. Dabei bediente der Verweis auf die Geschichte des Mittelalters Kontinuitätsvorstellungen, mit welchen sich historische Legitimationsdefizite kompensieren ließen.⁴⁸ Der Begriff des Reiches bot sich hierfür besonders an.⁴⁹

Die drei Jahrhunderte der sogenannten „hohen deutschen Kaiserzeit“, der Zeit ottonischer, salischer und staufischer Herrschaft, galten in diesem Geschichtsbild als erste Phase deutscher Größe und stellten einen positiven Kontrapunkt zur lange ausgebliebenen Bildung eines deutschen Nationalstaates sowie zu Epochen der „Zersplitterung“ dar; das hochmittelalterliche Reich war das „Erste Reich“, als dessen Vollendung sich das „Dritte“ oder „tausendjährige Reich“ verstand.⁵⁰

47 Theodor Mayer, *Deutschland und Europa*, Marburg 1940 (Marburger Universitätsreden, 3), S. 21–23.

48 Klaus Schreiner, „Führertum, Rasse, Reich. Wissenschaft von der Geschichte nach der nationalsozialistischen Machtergreifung“, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, hg. v. Peter Lundgreen, Frankfurt a. M. 1985, S. 163–252; Ursula Wolf, *Litteris et Patriae. Das Janusgesicht der Historie*, Stuttgart 1996.

49 Schreiner, „Führertum“ (wie Anm. 48), S. 190, Anm. 105; Hans-Ulrich Thamer, „Mittelalterliche Reichs- und Königstraditionen in den Geschichtsbildern der NS-Zeit“, in: *Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos. 2 Bde.* hg. v. Mario Kramp, Mainz 2000, Bd. 2, S. 829–837.

50 Faber hat darauf hingewiesen – und am Beispiel von Carl Schmitts *Begriff des Politischen* dargestellt –, dass Begriffe stets politische Kampfbegriffe sind. Erst der Kontext ihrer konkreten Verwendung erhellt, welche Bedeutung ihnen als Kampfbegriff zukommt. Bei Schmitt ist der Begriff des Reichs einer der ganz zentralen Kampfbegriffe oder vielmehr Kampfmythen, s. Richard Faber, *Abendland. Ein politischer Kampfbegriff*, Berlin ²2002, S. 19.

Teilaspekte und Debatten um einzelne Themenbereiche zeigen dabei sehr deutlich, wie unstimmig diese Analogien zur Geschichte des Mittelalters tatsächlich waren. Die Herrschaft Karls des Großen etwa gründete bekanntlich auf einer Verbindung mit dem Papsttum; doch an seiner Rolle des ersten *defensor ecclesiae* stieß sich die anti-christliche NS-Ideologie zutiefst. Der selbsternannte Chef-Ideologe Alfred Rosenberg brandmarkte den Karolinger als „undeutschen Sachsenschlächter“, welcher die „deutschen Sachsen“ gewaltsam und blutig zum Christentum bekehrte; in der Begrifflichkeit der Rassentheorie liest sich dies als pseudo-genealogische Zuschreibung an Karl, der „höchstwahrscheinlich Mongolen-Stämmling war“.⁵¹ In den frühen dreißiger Jahren erwuchs dem Begründer des fränkischen Reiches somit im sächsischen Fürsten Widukind der Gegentypus eines germanischen Führers.⁵² Trotz solcher Misstöne sollte sich Karl der Große auf direkten Führerbefehl hin als die zentrale Repräsentationsfigur der Reichsvorstellung gegen Widukind durchsetzen. Joseph Goebbels notierte in sein Tagebuch zum 17. 9. 1935 anlässlich des Nürnberger Parteitages:

[...] der große Tag. In einem herrlichen Sonnenschein. Die S. A. ist wunderbar aufgestellt. Ein phantastisches Bild. Der Führer kommt. Das alte traditionelle Zeremoniell. Seine Rede ist ein starkes Bekenntnis zur S. A. [...] Standartenweihe. Es donnern die Kanonen. Das Hochamt unserer Partei. [...] Zum Tag der Wehrmacht. Glänzende Darbietungen mit den technischen Waffen. Tanks, schwere Geschütze. Herrlich. Wir sind wieder eine Macht. Der Führer redet gut zu den Soldaten. Schluss Kongress. Große Rede des Führers. Wesentlich! Abwendung des Widukind-Kults.⁵³

Nicht zuletzt dürfte dieser Entscheid mit den – modern ausgedrückt – medialen Potentialen der mittelalterlichen Reichsherrschaft zu erklären sein. Medienwirksam setzte der Nationalsozialismus diese Potentiale denn auch ein, allen voran die Insignien mittelalterlicher Reichsherrschaft. Seit der Machtergreifung 1933 und verstärkt seit 1935 wurde die

51 Bernhard Kummer, *Reaktion oder deutscher Fortschritt in der Geschichtswissenschaft*, Leipzig 1935, S. 27.

52 Vgl. *Widukind. Forschung zu einem Mythos*, hg. v. Stefan Brakensiek, Bielefeld 1997.

53 Joseph Goebbels, *Tagebücher. Bd. 3 (1935–1939)*, hg. v. Ralf Georg Reuth, München 1992, S. 888 f. An dieser Stelle verbinden sich nicht nur Ideologie und mittelalterliche Geschichte – das eigentliche Ereignis des Parteitages ist die Einführung der Nürnberger Rassengesetze –, sondern auch die für Goebbels typische, pseudo-religiöse Stilisierung des Nationalsozialismus.

Rückführung der Reichskleinodien „heim ins Reich“ betrieben. Wiederholt setzte sich der Nürnberger Bürgermeister Willy Liebel für diese Idee vehement ein, bis Hitler 1938 nur einen Tag nach dem Anschluss Österreichs am 12. März seine Einwilligung dazu erteilte. Bei der offiziellen Übergabe im September 1938 unterstrich Arthur Seyss-Inquart, letzter österreichischer Bundeskanzler und Reichsstatthalter, dass „die Rückführung der Kleinodien keinen Abschied, sondern die Rückführung heim ins Reich“ bedeutete. Ganz ähnlich formulierte es Hitler am Reichsparteitag desselben Jahres:

Ich habe die Insignien des alten Deutschen Reiches nach Nürnberg bringen lassen, um nicht nur dem eigenen deutschen Volk, sondern auch einer ganzen Welt es zu bedenken zu geben, dass über ein halbes Jahrtausend vor der Entdeckung der neuen Welt schon ein gewaltiges germanisch-deutsches Reich bestanden hat [...] Das deutsche Reich hat lange Zeit geschlummert. Das deutsche Volk ist nun erwacht und hat seiner tausendjährigen Krone sich selbst als Träger gegeben.⁵⁴

An dieser Stelle, auf dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg (Abb. 7), wo Hitler alljährlich die Massen aufmarschieren ließ und sie in monumentalen Inszenierungen, Ritualen und Zeremonien „die Größe, Stärke und Macht der wieder erstarkten deutschen Nation“ spüren ließ, sah er auch den geeigneten Verwahrungsort des mittelalterlichen Kaiserschatzes. Die Symbole des mittelalterlichen Reiches, an dessen Größe das Dritte Reich anzuknüpfen glaubte, sollten im Zentrum des politischen Wallfahrtsortes des Nationalsozialismus stehen; hier sollten sie die Massen ansprechen. In einem der beiden 1938 noch im Bau befindlichen Vorsäle der Kongresshalle auf dem Reichsparteitagsgelände sollte der Schatz künftig ausgestellt werden – alle, die in die Kongresshalle gingen, sollten daran vorbeigehen.

Diese neue Schatzpraxis führte die Kleinodien aus dem Museum hinaus und verwandelte den Schatz zur einer Reliquie vergangener Größe und damit zum Symbol der geschichtlichen Bedeutung des Reiches, die der Nationalsozialismus wieder zu erlangen und zu vollenden versprach. In den Schatz projizierte Hitler eine kongeniale Verbindung von

54 Hitler in seiner Rede am Schlusskongress des Parteitages der NSDAP 1938 in Nürnberg, zit. nach Wilhelm Schwemmer, „Die Reichskleinodien in Nürnberg 1938–1945“, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 65 (1978), S. 397–412 [402].

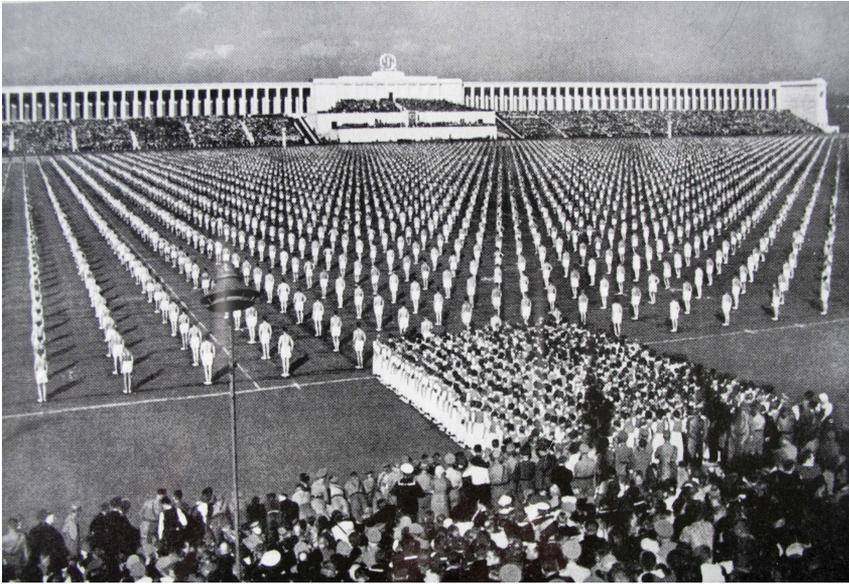


Abbildung 7: Nürnberg, Reichsparteitag 1938.

nationalsozialistischer Geschichtsauffassung und deren medialer Präsentation. Darin wird ein Signum der NS-Propaganda gleichermaßen sichtbar wie ein Charakteristikum des Schatzes.

Hitler hatte unmittelbar nach der Ankunft in Nürnberg die Kleinkindien am 2. September in der Meistersingerkirche besichtigt. Eine Photographie von diesem Besuch bezeugt diese doppelte Bedeutung besonders anschaulich, als Geste des ‚Führers‘ gegenüber der Geschichte, oder besser, gegenüber den wirkmächtigen Zeugnissen vermeintlich deutscher Größe (Abb. 8). Der ‚Führer‘ steht in frommer Andacht vor den Symbolen „einer tausendjährigen Geschichte“.⁵⁵ Die in der Körperhaltung ausgedrückte Ergriffenheit, die sich in dieser persönlichen Begegnung von „Geschichte und ihrem Vollender“ zeigt, rekuriert auf

55 Es wurde darüber spekuliert, ob es sich bei dem Bild allenfalls um eine Fotomontage handelt; die Konturen der Schatzobjekte scheinen tatsächlich nachträglich zumindest verstärkt worden zu sein. Die Frage kann hier nicht geklärt werden. Doch die Argumentation würde durch einen solchen Befund eher noch gestärkt als geschwächt, weil dadurch eine zusätzliche Dimension von Intentionalität hinzuträte; wenn es kein authentisches Bild ist, verweist die Montage umso stärker auf die Notwendigkeit eines solchen Bildes.



Abbildung 8: Hitler vor Reichskleinodien, 2. September 1938, Meistersingerkirche, Nürnberg (Fälschung?); aus Kramp (Hg.), *Krönungen* (wie Anm. 49), Bd. 2, S. 831.

ein zentrales Moment nationalsozialistischer Propaganda: auf Intuition und Gefühl, die in solchen Gesten ihren Ausdruck fanden. Auf der Ebene gefühlsmäßiger Vergegenwärtigung deutscher Geschichte schienen die in Gold und Edelstein funkelnden und zugleich fremd-exotischen Objekte des mittelalterlichen Reichsschatzes besonders überzeugende Dokumente zu sein. Die Präsentation der Reichskleinodien eignete sich zur Evokation solcher Gefühle hervorragend. Im Schatz wurde jegliche historische Differenzierung von der geheimnisvollen ‚direkten Rede‘ ans Auge des Betrachters überschrieben; diese Rede richtete sich vermeintlich unmittelbar und unmissverständlich an ihr Publikum und dessen Gefühle. Im Schimmer und Glanz von Edelmetall und Edelsteinen sowie in der künstlerischen Pracht des Schatzes zeigte sich gleichsam unwiderlegbar die Größe und Bedeutung des „Deutschen Reiches“ – und zwar von damals bis heute, d. h. vom 10. Jahrhundert bis 1938!

Noch stärker als künstlerischer und materieller Wert wurde das nationale Gefühl jedoch durch die Aura der Historizität des Schatzes angesprochen, auf die in nationalsozialistischer Diktion stets als „tausendjährige Geschichte“ verwiesen wurde und die Hitler in der Inszenierung ih-

rer suggestivsten Zeugnisse einem Massenpublikum vergegenwärtigen wollte. Die Rede, welcher der Schatz an sein Publikum richtete, erschien somit authentisch an das nationale Gefühl gerichtet und damit wahrhaftig. Doch diese Unmittelbarkeit des Schatzes existiert in Tat und Wahrheit nicht, sondern ist stets das Ergebnis von Schatzinszenierung und Bedeutungszuschreibung – sie war es auch und gerade im Nationalsozialismus.

Wie bereits im Mittelalter war der Schatz auch hier Medium von Bedeutungszuweisungen, die er in goldenem Glanz auf das Publikum zurückwarf; der Ursprung dieser Bedeutung lag aber niemals im Schatz, sondern entsprang stets seiner Interpretation sowie den Riten, Gesten und Zeremonien seiner Präsentation.

Schluss

Häufig, von der mittelalterlichen Krönung über die *ostensio* als Nachweis legitimer Herrschaft, über die museale Schau bis hin zur politisierten Kontemplation im Angesicht des Schatzes, bilden Riten, Gesten und Zeremonien die Kontexte der Präsentation und Interpretation mittelalterlicher Schätze. Es ist somit das wechselseitige Verhältnis vom Schatz als prächtiger Materialisierung von Vorstellungen und Ideen und dessen ritueller Inszenierung, welche die Wirkung des Schatzgeheimnisses garantieren.

In Ritualen hochmittelalterlicher Herrschaft materialisierten und repräsentierten Schätze das Selbstverständnis und die Vorstellung dieser Herrschaft sowie ihrer sakralen Legitimation. In Herrschaft, die sich allmählich von ihrer ausschließlichen Begründung in der Person des Herrschers zu lösen begann, ohne über ein eigentliches Substrat zu verfügen, das ihr Kontinuität versprach, war der Schatz nicht nur Symbol der Reichsherrschaft, sondern er wurde zum Reich selbst. Heilige Bestimmung in den Reliquien, materieller und künstlerischer Wert, rituelle Funktionalisierung sowie schließlich dynastische Memoria verdichteten sich im Reichsschatz und machten ihn zu einer Projektionsfläche kaiserlicher Herrschaft.

Als Ziel von Bedeutungszuschreibungen bleibt im Schatz Bedeutung jedoch nicht abschließend fixiert, sondern er wird – ganz im Gegenteil – zu einem Ort der Bedeutungsverschiebung und Bedeutungs-

erneuerung. Der Blick Enea Silvio Piccolominis auf den Krönungsort und das Krönungszeremoniell Friedrichs III. verdeutlicht, dass der Schatz nicht mehr nur als Medium kaiserlicher Herrschaft diene, sondern zugleich auch als Projektionsfläche für gelehrte Diskurse humanistischer Zirkel wahrnehmbar wurde. Voraussetzung hierfür war jedoch eine neue Dimension historischer Reflexion sowie eine autonome Methode, welche etablierte Deutungsmacht kritisch zu hinterfragen vermochte und wagte.

Die Verwendung mittelalterlicher Schätze in Riten, Gesten und Zeremonien ist jedoch nicht ausschließlich eine Angelegenheit des Mittelalters. Die politisch-ideologische Verwendung von Geschichtsbildern sowie die damit einhergehende Deutung von Geschichte und Schätzen als deren vermeintlich ebenso eindeutige wie suggestive Zeugnisse erlebte im Nationalsozialismus einen nochmaligen Höhepunkt. Nicht mehr im Museum, sondern im Zentrum ideologischer Wallfahrt, auf dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, inszenierte der Nationalsozialismus die Herrschaftszeichen des mittelalterlichen Reichs, um sie in vielfältigen Missdeutungen als Präfigurationen des „Dritten Reichs“ zu inszenieren. Obwohl der Schatz als historisches Dokument hier jenseits eines äußerst vagen Assoziationsrahmens „Reich“ kaum mehr verstanden wurde, schien er durch seine schillernde Erscheinung und flinkernde Exotik gleichsam als besonders überzeugendes Argument für die Richtigkeit aktueller „deutscher Größe“ zu wirken. Auch hier war der Schatz Projektionsfläche für ideologiegeleitete Geschichtsauffassung, die er im Glanz seiner Erscheinung auf sein Publikum als Bedeutung zurückwarf.

Eine letzte Schatzinszenierung soll nochmals darauf hinweisen, wie schnell einerseits sich die Bedeutung des Schatzes verändert, wenn die Kontexte seiner Inszenierung sich wandeln, und wie anhaltend wirksam andererseits der rituelle Umgang mit dem Schatz dennoch bleibt: Beinahe zeitgleich zur geschichtsblinden Mythologisierung des Schatzes durch die Nationalsozialisten, konnte die Präsentation und Interpretation des Kaiserschatzes auch ganz anders aussehen, reduktionistischer gewissermaßen und versehen mit einem Hinweis auf das mögliche Ende von politischer Bedeutung im Schatz.

Als der amerikanische Soldat Ivan Babcock mit seinen Kameraden am 6. April 1945 in einem Stollen auf die Reichskleinodien stieß, setzte



Abbildung 9: Ivan Babcock als „Ruhrkaiser“, 6. April 1945; aus: Kramp (Hg.), *Krönungen* (wie Anm. 49), Bd. 2, S. 879.

er sich die Krone auf's Haupt und krönte sich parodistisch zum „Ruhrkaiser“; in dieser Pose ließ er sich fotografieren (Abb. 9). Dass es sich beim gefundenen Schatz um die Aachener Kopien von 1915 handelte, war den Amerikanern zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar – möglicherweise spielte es aber auch noch nie eine solch geringe Rolle wie in diesem Moment.⁵⁶ Denn als Travestie ist in der Geste des amerikanischen Soldaten das gesamte Referenzsystem, das im Nationalsozialismus nochmals intensiv mit politischer Bedeutung aufgeladen worden war, zwar nicht aufgehoben, aber in seiner Bedeutung herabgesetzt. Durch die alleinige Übernahme der Krönungsmotivs – denn alles andere fehlt ja – übermitteln die Geste keine eigene Botschaft außer der Herabsetzung des Motivs selbst – am deutlichsten sichtbar im Kontrast von Reichskrone und Zigarette.⁵⁷ Es tut der Geste deswegen auch keinen Abbruch, dass es sich um die Kopien der Kleinodien handelte, ja eigentlich erfüllten die Kopien ihren Zweck noch nie so treffend wie hier, denn mit der Travestie selbst war die Aura der mittelalterlichen Originale bereits weggefallen; der Unterschied zwischen Original und Kopie – hier nun im Sinne des originalen Kunstwerks – war für die Travestie unerheblich; alles, was zur Travestie benötigt wurde, boten auch die Kopien, nämlich die Wiedererkennbarkeit des Referenzsystems sowie seiner politischen Aufladung.

Beschränkte sich die Bedeutung der travestierenden Geste auf die Herabsetzung⁵⁸, war der Schatz als wirklicher Träger von Bedeutung am Ende. Er diene in diesem Moment nur noch dazu, die Kriegsniederlage Deutschlands komisch darzustellen und in der Fotografie als Trophäe zu dokumentieren. Damit hatte der Schatz aber etwas verloren, was ihn bisher immer ausgezeichnet hatte: die Fähigkeit, die eigene Vergangenheit für Bedeutungszuschreibungen zur Disposition zu stellen.

56 Die Kopien wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts angefertigt. Vgl. Rüdiger Hau-de, „Es ist ja hier das reine Hindernisrennen“. Die Nachbildung der deutschen Reichskleinodien durch die Stadt Nürnberg in den Jahren 1914–1920“, in: *Krönungen* (wie Anm. 49), Bd. 2, S. 819–827.

57 Theodor Verweyen und Gunther Witting, „Travestie“, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 3, hg. v. Jan Dirk Müller, Berlin und New York 2003, S. 682–684.

58 Die Freud'sche Kategorie der Herabsetzung beschreibt möglicherweise die Psychologie der Geste recht treffend, s. Sigmund Freud, „Trauer und Melancholie“, in: *Gesammelte Werke*. Bd. 12 (*Werke aus den Jahren 1913–1917*), hg. v. Anna Freud u. a., Frankfurt a. M. 1999, S. 427–446.

Ivan Babcock interessierte sich nicht für die Geschichte des Schatzes und er benötigte sie auch nicht – er interessierte sich ausschließlich für den historischen Moment, zu dem er selbst beitrug: die Kriegsniederlage des Dritten Reiches. Zugleich bewahrte der Schatz aber auch etwas. Die Faszination seiner an den Objekten haftenden Historizität (oder deren Illusion in den Kopien), die selbst jene erreichte, welche die Bedeutungszuschreibungen nicht mehr erreichten. Der Schatz hatte sich in seiner Bedeutungshaftigkeit zwar erschöpft, blieb aber in seinen Objekten ein Faszinosum, das letztendlich wohl als sein nicht vollständig zu enthüllendes Geheimnis bezeichnet werden muss.

